

Rezension

Hermann Fuchsberger (Hrsg.): Mittelalterliche Dachkonstruktionen in Österreich. 6 Bände, Petersberg 2020. Band 1: Überblick, 296 S., ISBN 978-3-7319-0972-9; Bd. 2: Kärnten, 224 S., ISBN 978-3-7319-0977-4; Bd. 3: Niederösterreich, 200 S., ISBN 978-3-7319-0973-6; Bd.4: Oberösterreich, 224 S., ISBN 978-3-7319-0974-3; Bd. 5: Salzburg, 289 S. ISBN 978-3-7319-0975-0; Bd. 6: Steiermark, 168 S., ISBN 978-3-7319-0976-7. Band 1: 89,- €; Bände 2-6: jeweils 59,- €

Hermann Fuchsberger als Herausgeber legt zusammen mit Elisabeth Wahl, den in der Bestandsaufnahme mitwirkenden Kollegen Erwin Brugger, Josef Schnitzhofer und August Pillichshammer sowie dem Dendrochronologen Michael Grabner von der Universität für Bodenkultur in Wien eine systematische Erfassung und dendrochronologische Datierung von 301 Kirchendächern in Österreich vor. Dazu wurden sechs Bände mit etwa 1.400 Seiten angelegt. Während die Bände 2 bis 6 die Dachwerke nach den Bundesländern Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Steiermark getrennt katalogisieren, erfolgt im Band 1 die wissenschaftliche Auswertung mit dem Schwerpunkt auf der typologischen Bewertung der Dachkonstruktionen. Diese wird ergänzt durch einen knapp 40seitigen, vor allem von Jürg Goll und weiteren Fachkollegen verantworteten Beitrag zu den mittelalterlichen und neuzeitlichen Dachziegeln auch der angrenzenden Regionen in Bayern, der Slowakei und Tschechien. Die Redaktion der Bände wurde von Ulrich Klein und Elisabeth Wahl durchgeführt. Die untersuchten Kirchen werden in den Katalogbänden gleichartig mit jeweils einem Foto, zum Teil mit dem Kirchengrundriss (ohne Maßstabsangabe), einer an dem Dehio-Handbuch bzw. der österreichischen Kunsttopographie (ÖKT) angelehnten Kurzbeschreibung eingeleitet. Darauf folgen Quer- und Teillängsschnitte im Maßstab 1: 100, die gefügegenau mit Bemaßung ohne Verformung und späteren Ergänzungen wiedergegeben sind. Eine stichpunktartige Beschreibung, Fotos und eine Tabelle der dendrochronologisch datierten Proben schließen die jeweilige Erfassung ab. Grundrisse der Dachwerke fehlen ebenso wie systematische Nachweise von Abbundzeichen oder Floßbinderelikten.

Der Auswertungsband beginnt mit der Darstellung der nicht ganz einfachen Projektgeschichte und dem Forschungsstand zu Dachwerken in Österreich. Darauf folgt ein ausführlicher Beitrag zur Dendrochronologie und Regionalchronologiebildung. Hier wird kurz auf die Flößerei eingegangen und exemplarisch drei Floßbindesysteme vorgestellt. Befunde des Dachraums mit Lehrgerüsten, Gewölbeschalungen und Treträdern sowie Belege für Gewölbeschalungen sind dem Hauptkapitel zur Entwicklung der Kirchendachwerke des 12. bis 16. Jahrhunderts zwischen Donau und Drau vorgelagert. Die Dachwerke werden in Bezug auf den Einfluss der Wiener Bauhütte und eine mögliche Differenzierung der Konstruktionsphänomene nach regionalen Traditionen bewertet. Zunächst wird diskutiert, warum keine romanischen Dachwerke erhalten sind. Der konstruktionsgeschichtlich sicher bemerkenswerteste Beitrag gilt dem Phänomen der „Dachwerke mit Seitenpfetten“. Auf das Phänomen von Sparrendächern mit Pfettenunterstützung hatte Karl Schnieringer kurz vor dem Erscheinen der Bände 2019 grundlegend hingewiesen, der auch zitiert wird. Hier weisen die Autoren eine spezielle Konstruktion nach, bei der die Pfetten zwischen Sparren und einem sogenannten „Untersparren“ geführt werden. Das wohl älteste Beispiel ist das um die Mitte des 14. Jahrhunderts fertiggestellte, 1931 dokumentierte und im Zweiten Weltkrieg zerstörte Dachwerk über dem dreischiffigen Hallenumgangschor des Wiener Stephansdoms. Hier werden die „Seitenpfetten“ zusätzlich von „Untersparren“ und Streben gestützt. Eine Variante zeigt das älteste erhaltene Dachwerk dieser Konstruktionsart der Pfarrkirche in

Zweinitz von 1414 (d). Die „Seitenpfetten“ liegen auf zusätzlich eingebrachten Kehlbalken auf, die so mit den Untersparren und stützenden Bändern eine spezielle Querbund oder Binderebene bilden. Diese Konstruktionsform wird ab etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts zunehmend durch die stehenden Stuhlkonstruktionen abgelöst. Mit den abgesprengten oder liegenden Stühlen sowie den nur leicht „verkippten Stuhlwänden“ sind kurz vor 1500 erstmalig zwei Arten von Schräggerüsten nachgewiesen. Holztonnengewölbe sind bis auf eine immerhin knapp 14,80 m weit spannende Segmentbogentonne von 1470 (d) der Pfarrkirche in Thalheim (Band 4: Oberösterreich, S. 174) keine für das Untersuchungsgebiet typische Konstruktion. Auch dieser „negative Befund“ ist damit ein Charakteristikum der österreichischen Dachwerke. Allerdings ist zu fragen, ob das Hängewerk zur Abfangung der Kreuzungspunkte der Scherenstreben (nach Terminologie 2012: Scherenbänder) aufgrund der vollständig verzapften Gefüge dem originalen Bestand zugerechnet werden kann. Hier wäre eine dendrochronologische Nachbeprobung sinnvoll. Bei Dachwerken mit Hängesäulen oder Hängewerken dominieren die Holz-in-Holz-Verbindungen, eiserne Zugbänder mit eisernen Keilen und Splinten wurden nicht nachgewiesen. Hängewerke mit v-förmig angeordneten Zugbändern treten vor allem in Oberösterreich auf. Sehr schön ist die Zusammenstellung einiger als „Beifang“ mit aufgenommenen nachmittelalterlicher Konstruktionen bis in das frühe 18. Jahrhundert, die eine Fortführung der spätmittelalterlichen Gefüge- und Konstruktionsformen belegen (vor allem Blattverbindungen und Hauptkonstruktionen wie stehender Stuhl).

An diese sehr instruktiven Kapitel schließt die typologische Gesamtdarstellung aller untersuchten Dachwerke an. Diese werden nun nicht mehr nach den Hauptkonstruktionen, sondern in einem ersten Schritt durch eine Architekturtypologie nach Saalkirchen, zwei- und dreischiffigen Hallenkirchen sowie Staffelhallen getrennt. Dies führt zu einer etwas unübersichtlichen Darstellung der Konstruktionstypologie, was nicht zwingend notwendig wäre.

Die weiterführenden Thesen zur Ableitung einiger Konstruktionsformen wie den „Seitenpfetten mit Untersparren“ aus französischen Vorbildern sind anregend und bieten viel Stoff zur Diskussion. Das Kapitel zu den Abbundzeichen greift nur qualitative Aspekte der Ausbildung von Abbundzeichensystemen auf. Auch wenn nur bei der Hälfte der Dachkonstruktionen überhaupt Abbundzeichen nachweisbar waren, wären ja noch gut 150 Abbundzeichensysteme für eine quantitative Auswertung übrig gewesen. Ein Kapitel zur Entwicklung der Gefügemerkmale, insbesondere zu den Über- und Anblattungsformen wäre wünschenswert. Zudem fällt auf, dass fast alle Kehlbalken-Rähmverbindungen in den Querschnittszeichnungen als stumpfe Verbindungen dargestellt sind. Das verwundert bei Konstruktionen spätestens ab der Mitte des 16. Jahrhunderts. Auf den Zusammenhang von Gefügen, Abbund und Aufstellprozess wird nicht eingegangen. Ein wesentliches typologisches und konstruktives Merkmal, nämlich, dass die Sparrendächer vom Mauterndorf 1226 (d), Prugg „um“ 1200, Seetal 1325 (d), Maria Wörth 1409 (d) sowie die jüngeren Dachwerke von Lorenzberg 1633 (d) und von St. Michael in Lungau (verm. um 1677) längsgebunden sind, wird leider nicht als eigenständiger Typus dargestellt. Diese werden typologisch nach „Pfettendächer mit Scherenstreben“, „binderlosen Sparrendächern“ und „binderlosen Kehlbalkendächern“ getrennt. Die Verwendung der Klassifikation „binderlos“ ist ohnehin problematisch, weil damit das Phänomen selbst nicht beschrieben wird. Was die Autoren darunter verstehen, ist durch den fehlenden Eintrag im Glossar auch nicht nachzuvollziehen. Hier wäre die Einbeziehung der Terminologie zu den vorindustriellen Dachwerken von 2012 sicher hilfreich gewesen. Das Kriterium

„längsgebunden“, dessen grundlegende Bedeutung in den letzten zehn Jahren vor allem durch B. Lohrum herausgestellt wurde, könnte hier gewinnbringend, auch für die Diskussion um die nicht mehr nachzuweisenden romanischen Dächer, einbezogen werden.

Die typologische Einordnung basiert wesentlich auf der dendrochronologischen Datierung. Von den 3.722 Proben, die aus den Kirchendachstühlen entnommen wurden, konnten im Gesamtschnitt etwa 58% datiert werden. Die Datierungsausbeute ist sicherlich noch optimierbar, denn es liegt nur ein recht grobes Netz an Regionalchronologien vor, so dass differenzierte Holzherkunftsbestimmungen nach Michael Grabner „erst am Anfang“ stehen. Dies hat zur Folge, dass einige Dachwerke dendrochronologisch nicht datierbar waren, wie zum Beispiel das Chordachwerk von St. Johannes in Prünns von „um 1200“. Einige Datierungen erscheinen nicht immer überzeugend abgesichert zu sein. Dies gilt zum Beispiel für eine Fichtenprobe mit 38 Jahresringen aus dem Langhaus der Pfarrkirche Hl. Jakobus d. Ä., die auf 1692 (intern) datiert wurde, sieben weitere Proben lassen sich einer Schlagphase 1484 zuordnen (Band 5: Salzburg, S. 77ff.). Welche dieser Datierungen nun das Langhaus datiert, wird im Katalog nicht bewertet. Im Auswertungsband 1 wird die Konstruktion mit der Datierung 1484 eingeordnet, die auffällig geschweiften Blattformen im Längsverband könnten auch für eine jüngere Datierung sprechen. Hier hätte man sich eine präzisere gefügekundliche Ansprache gewünscht. Das einheitliche Chordachwerk der Pfarrkirche in Kuchl (Band 5: Salzburg, S. 128) wird durch drei Proben mit Waldkanten zwischen 1428 und 1462 datiert. Für diese ungewöhnlich große Streuung der Datierungen bei dem verhältnismäßig kleinen Chordachwerk wird keine Erklärung im Katalog angeboten, sondern beide Datierungen nebeneinandergestellt, so dass der Leser nicht recht einschätzen kann, wie nun das Dachwerk eingeordnet wird. Dies wird wiederum erst in der Typologie zugeordnet.

Sieht man von diesen Einwänden und einer sehr starken Fokussierung auf die typologische Einordnung ab, ist die vorgelegte Sammlung von Kirchendachwerkem ohne Zweifel ein Meilenstein für die österreichische Dachwerkforschung. Weil aber ausschließlich nur Kirchendächer untersucht wurden und die Bundesländer Tirol, Osttirol, Voralberg, Burgenland und die Stadt Wien nicht erfasst wurden, hätte man den Titel „Mittelalterliche Dachkonstruktionen in Österreich“ vielleicht etwas anders fassen können, weil eine Gesamtbewertung der österreichischen Dächer auf dieser Grundlage noch nicht möglich ist. Der Kaufpreis für den leider nicht hart eingebundenen Band 1 ist mit 89,- € gerechtfertigt; er gehört in den Bücherschrank eines jeden „dachaffinen“ Hausforschers. Die zusätzlichen Ausgaben für die weiteren fünf Teilbände mit jeweils 59,- € wird sich jedoch mancher Interessierte, insbesondere bei knappem Budget eher überlegen. Hier wäre vielleicht eine dritte Variante mit Band 1 in gedruckter und den Bänden 2–6 digital auf einer beigelegten CD bei einem höheren Gesamtpreis eine mögliche Alternative gewesen.

Thomas Eißing